

KiWi

M
I
C
H
A
E
L

C
H
A
B
O
N

M
O
O
N
G
L
O
W

R
O
M
A
N

Michael Chabon

Moonglow

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Michael Chabon](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Michael Chabon

Michael Chabon wurde 24. Mai 1963 in Washington, D.C., geboren und wuchs in Columbia, Maryland, auf. Er besuchte die Carnegie Mellon University und wechselte bald zur University of Pittsburgh, wo er 1984 den Bachelor of Arts erlangte. Für den Master of Fine Arts im Fach Creative Writing ging er an die University of California, Irvine. Er erhielt für sein umfangreiches Werk zahlreiche Auszeichnungen, u.a. den Pulitzer-Preis für »Die unglaublichen Abenteuer von Kavalier & Clay«. Er lebt heute mit seiner Frau, der Schriftstellerin Ayelet Waldman, und den vier Kindern in Berkeley, Kalifornien.

Die Übersetzerin

Andrea Fischer, Jahrgang 1969, Studium der Literaturübersetzung in Düsseldorf, lebt im beschaulichen Münsterland und hat seit 1996 über hundert Romane aus dem Englischen ins Deutsche übertragen, u.a. von Michael Chabon, Stephen King, Dennis Lehane und Lori Nelson Spielman.

Über dieses Buch

Während in Deutschland die Mauer fällt, sitzt Michael am Bett seines Großvaters, der in der letzten Woche seines Lebens plötzlich gesprächig geworden ist. Der Enkel erfährt, wie der Großvater einmal seinen Chef fast mit einer Telefonschnur erdrosselt hätte, warum er eine Brücke in Washington in die Luft sprengen wollte, wie er in Deutschland den verhassten Wernher von Braun jagte, warum von Braun und er dieselbe Leidenschaft teilten und wie er nach dem Tod seiner Frau eine neue Vertraute fand.

Mit sprachlicher Eleganz erzählt Michael Chabon Episoden aus dem Leben seines Großvaters, in denen sich die großen Themen der amerikanischen und europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts spiegeln. Ein in den USA gefeierter Roman, der zahlreiche Auszeichnungen erhielt und die Bestsellerlisten anführte.

»Ein vor brillanten Ideen übersprudelnder Roman, der im Schafspelz einer Autobiographie daherkommt« The Wall Street Journal



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Moonglow*

© 2016 by Michael Chabon

First published in the United States by HarperCollins 2016

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

© 2018, 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem Originalumschlag von
HarperCollins

Covermotiv: © Adalis Martinez

ISBN 978-3-462-31663-6

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Widmung 2

Motto

Anmerkung des Autors

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV

Kapitel XXVI

Kapitel XXVII

Kapitel XXVIII

Kapitel XXIX

Kapitel XXX

Kapitel XXXI

Kapitel XXXII

Kapitel XXXIII

Kapitel XXXIV

Kapitel XXXV

Kapitel XXXVI

Danksagung

Für sie alle, ernsthaft

Für sie

Eigentlich gibt es keine dunkle Seite des Mondes.
In Wirklichkeit ist alles dunkel dort.

Wernher von Braun

Anmerkung des Autors

Beim Schreiben dieser Memoiren habe ich mich an die Fakten gehalten, es sei denn, sie wollten sich einfach nicht der Erinnerung, dem dichterischen Willen oder der Wahrheit, wie ich sie gerne verstehe, beugen. Wo immer ich mir Freiheiten mit Namen, Daten, Orten, Ereignissen, Unterhaltungen oder den Identitäten, Motiven und Beziehungen von Familienmitgliedern und historischen Persönlichkeiten erlaubt habe, sei dem Leser versichert, dass es mit der entsprechenden Hemmungslosigkeit geschah.

NOW! THE MISSILE YOU CAN FLY!
AN EXACT 1/20th SCALE MODEL OF U. S. NAVY'S
Aerobee-Hi research rocket

Entire Missile Returns Safely by Parachute

- 4 years to develop, \$50,000 production tooling
- Missile and rocket motor tested at U.S. White Sands Proving Grounds
- Rocket motor (pound of thrust every 2 seconds) classified safe "propellant device" by I.C.C.
- Rises 1,000 feet at 150 mph, ejects parachute for safe return
- Applauded by scientists & engineers as the answer to safe model rocketry
- Cape Canaveral in miniature — Educational, reliable, unique

15,000 man hours of engineering research went into development of this incredible 1/20th scale model of the U. S. Navy's Aerobee-Hi missile which will zoom up 1,000 feet (at 150-200 mph), eject a parachute from its soft vinyl nose cone, lower itself safely to earth. It takes 5 minutes to repack chute, install a new motor, and missile is ready for flight again. Solid fuel rocket motor—classified safe by I.C.C.—was introduced with missile in a feature article in *Mechanix Illustrated* Magazine. Easily assembled, kit contains all necessary materials, includes 6 rocket motors and single rail launcher for \$9.95 ppd. Scaled, 42" high all-steel launching tower—adjustable over 10° arc for wind correction—in complete kit, \$9.95 ppd. Additional motors—6 for \$2.95 ppd. *Money back guarantee.*

c/s CHABON SCIENTIFIC CO.
1308B LINCOLN BUILDING, 60 EAST 42nd STREET, NEW YORK 17

ESQUIRE : December 353

Werbung, *Esquire*, Oktober 1958



Ich kenne die Geschichte so: Als Alger Hiss aus dem Gefängnis kam, hatte er Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden. Er hatte Jura in Harvard studiert, war Assistent des Bundesrichters Oliver Wendell Holmes gewesen und hatte am Entwurf der Charta der Vereinten Nationen mitgearbeitet, war aber wegen Meineids verurteilt und galt als Handlanger des internationalen Kommunismus. Hiss veröffentlichte eine Biografie, die allerdings so langweilig war, dass niemand sie lesen wollte. Seine Frau verließ ihn. Er war pleite und verzweifelt. Am Ende hatte einer seiner verbliebenen Freunde Mitleid mit dem armen Kerl und ließ seine Kontakte spielen. Daraufhin wurde Hiss von einer New Yorker Firma eingestellt, die extravagante Haarspangen aus Klaviersaiten herstellte und vertrieb. Feathercombs Inc. war erfolgreich gestartet, dann aber unter Druck geraten, als ein größerer Konkurrent die Idee abkupferte, gegen das Patent verstieß und den Preis unterbot. Die Verkaufszahlen gingen zurück. Die Gehälter waren gefährdet. Um Platz für Hiss zu schaffen, musste ein anderer Mitarbeiter vor die Tür gesetzt werden.

In der *Daily News* vom 25. Mai 1957 findet sich ein Bericht über die Verhaftung meines Großvaters, der von einem nicht namentlich genannten Kollegen als »ruhiger Typ« beschrieben wird. Für die anderen Vertreter von Feathercombs war er wie ein Herrenhut am Garderobenständer. Er war das am schwersten schuftende, aber erfolgloseste Mitglied der Verkaufsmannschaft von Feathercombs. In der Mittagspause zog er sich gerne mit einem Sandwich und der neuesten Ausgabe einer Fachzeitschrift für Astronomie oder Luftfahrt zurück. Es

war bekannt, dass er einen Crosley fuhr, eine ausländische Frau und eine jugendliche Tochter hatte und mit ihnen irgendwo im tiefsten Bergen County im Osten von New Jersey wohnte. Vor seiner Verhaftung waren die Kollegen nur zweimal auf meinen Großvater aufmerksam geworden: einmal beim fünften Spiel der World Series 1956, als das Radio im Büro ausfiel und er es mit einer Elektronenröhre aus dem hintersten Winkel der Telefonzentrale reparierte. Außerdem wusste ein Texter zu berichten, dass er meinen Großvater einmal zufällig im Paper-Mill-Theater in Millburn getroffen habe, wo seine ausländische Frau ausgerechnet als Serafina in *Die tätowierte Rose* auftrat. Abgesehen davon war nicht viel über meinen Großvater bekannt, und so schien es ihm auch am liebsten zu sein. Längst hatten die Kollegen aufgegeben, ihn in Gespräche zu verwickeln. Man kannte ihn lächelnd, aber nicht lachend. Falls er politische Überzeugungen hatte – falls er überhaupt eine Meinung hatte –, so blieben sie im Büro von Feathercombs ein Geheimnis. Man hatte das Gefühl, ihn ohne Gefährdung des Betriebsfriedens feuern zu können.

Um kurz nach neun am Morgen des 24. hörte der Direktor von Feathercombs einen Tumult in seinem Vorzimmer, wo ein junges Mädchen mit schneller Auffassungsgabe platziert worden war, um Gläubiger und Steuerprüfer abzuwimmeln. Eine Männerstimme redete dort mit einer Dringlichkeit, die rasch in Erregung umschlug. Die Sprechanlage auf dem Schreibtisch des Direktors sumnte in kurzen Abständen. Er hörte ein Klirren von splitterndem Glas. Es klang, als würde der Hörer aufs Telefon geknallt. Bevor sich der Direktor von seinem Sessel erheben konnte, um nachzusehen, was los war, stürmte mein Großvater in sein Büro. Er fuchtelte mit einem schwarzen Telefonhörer herum (damals ein klobiger Gegenstand), der an einem ein Meter langen, zerfransten Kabel hing.

In den späten Dreißigerjahren hatte mein Großvater, wenn er nicht gerade Billard spielte, vier Jahre Studium an der Drexel Tech finanziert,

indem er für das Kaufhaus Wanamaker's Klaviere auslieferte. Seine Schultern nahmen den gesamten Türrahmen ein. Die widerspenstigen Haare wippten, befreit von der täglichen Portion Pomade. Sein Gesicht war so rot, als hätte er einen Sonnenbrand. »Ich habe noch nie jemanden gesehen, der so wütend war«, erzählte ein Augenzeuge später der Zeitung. »Man konnte fast riechen, wie er qualmte.«

Der Direktor von Feathercombs seinerseits war überrascht festzustellen, dass er die Kündigung eines Verrückten abgesegnet hatte. »Was ist hier los?«, fragte er.

Es war eine sinnlose Frage, mein Großvater würdigte sie keiner Antwort; er hielt nichts davon, Offensichtliches festzustellen. Die meisten Fragen hatten seiner Meinung nach lediglich den Zweck, toten Raum zu füllen, das Gegenüber zu maßregeln, dessen Energie und Aufmerksamkeit fehlzuleiten. Zwischen meinem Großvater und seinen Gefühlen herrschte sowieso quasi Funkstille. Er griff nach dem zerfransten Ende des Telefonkabels und wickelte es sich zweimal um die linke Hand.

Der Direktor wollte aufstehen, doch seine Knie verkanteten sich in der Beinöffnung des Schreibtischs. Der Stuhl schoss unter ihm hervor und kippte um, die Rollen klackerten. Er stieß einen Schrei aus. Es war ein weibischer Ton, fast schon ein Jodeln. Als sich mein Großvater auf seinen Chef stürzte, drehte der sich zum Fenster, das auf die East 57th Street ging. Er konnte gerade noch sehen, dass sich unten auf dem Bürgersteig Passanten sammelten.

Mein Großvater schlang das Kabel um den Hals des Direktors. Ihm blieben vielleicht zwei Minuten, ehe die Rakete seiner Wut ihren Treibstoff verbraucht haben und zurück auf die Erde fallen würde. Zeit satt. Im Zweiten Weltkrieg hatte er gelernt, wie man mit einer Garrote **[1]** umgeht. Er wusste, dass Strangulation, fachmännisch ausgeführt, eine Angelegenheit von wenigen Sekunden war.

»O mein Gott«, stieß die Sekretärin Miss Mangel aus, die erst jetzt am Ort des Geschehens auftauchte.

Sie hatte sofort reagiert, als mein Großvater in ihr Büro platzte. Später würde sie sich erinnern, dass er nach Holzqualm roch. Sie hatte es gerade noch geschafft, zweimal auf den Summer zu drücken, bevor mein Großvater ihr den Hörer entwendete, nach der Gegensprechanlage griff und das Kabel aus dem Apparat riss.

»Dafür werden Sie bezahlen«, sagte Miss Mangel.

Als mein Großvater diese Geschichte zweiunddreißig Jahre später erzählte, setzte er ein bewunderndes Ausrufezeichen hinter Miss Mangels Namen, doch da die Rakete seiner Wut den höchsten Punkt ihrer Parabel noch nicht erreicht hatte, waren ihre Worte eine Provokation für ihn. Er warf die Sprechanlage aus dem Fenster von Miss Mangels Büro. Das Klirren, das der Direktor gehört hatte, entstand, als die Anlage durch ein Spinnengewebe aus Glas auf die Straße segelte.

Als Miss Mangel einen erzürnten Ruf von unten hörte, trat sie ans Fenster und schaute hinab. Auf dem Bürgersteig saß ein Mann in einem grauen Anzug und blickte zu ihr hoch. Auf dem linken Glas seiner runden Brille war Blut. Er lachte. [2] Passanten blieben stehen und kümmerten sich um ihn. Der Portier verkündete, er werde die Polizei rufen. In dem Moment hörte Miss Mangel ihren Chef schreien. Sie wandte sich vom Fenster ab und lief in sein Büro.

Auf den ersten Blick schien es leer zu sein. Dann hörte sie einen Schuh über den Linoleumboden scharren, ein zweites und ein drittes Mal. Der Kopf meines Großvaters tauchte hinter dem Schreibtisch auf und verschwand wieder. Die tapfere Miss Mangel lief um den Tisch herum. Ihr Chef lag bäuchlings auf dem glänzenden Boden, alle viere von sich gestreckt. Mein Großvater hockte auf dessen Rücken, vornübergebeugt, und probierte sein Glück mit der improvisierten Garrotte. Der Direktor wand sich, schlug um sich, versuchte, sich auf den Rücken zu drehen. Man

hörte nur, wie die Spitzen seiner Ziegenlederschuhe Halt auf dem Linoleum suchten.

Miss Mangel schnappte sich einen Brieföffner vom Schreibtisch und stieß ihn meinem Großvater in die linke Schulter. Viele Jahre später bedachte er diese Tat noch mit einem zweiten wohlwollenden Ausrufezeichen.

Die Spitze des Brieföffners sank nur einen guten Zentimeter tief ins Fleisch, doch der Stich des Metalls blockierte einen Meridian der frei fließenden Wut meines Großvaters. Er grunzte. »Es war, als würde ich aufwachen«, sagte er, als er mir diese Geschichte in der letzten Woche seines Lebens zum ersten Mal erzählte. Er löste das Kabel vom Hals des Direktors und zog es aus den Furchen, die es in seine linke Hand geschnitten hatte. Polternd fiel der Hörer zu Boden. Mein Großvater setzte einen Fuß rechts und einen links neben den Direktor, stand auf und trat zurück. Der Direktor drehte sich auf den Rücken und setzte sich schwerfällig auf, dann rutschte er auf dem Hintern rückwärts in eine Nische zwischen zwei Aktenschränken. Er rang nach Luft. Als sein Gesicht auf den Boden geschlagen war, hatte er sich auf die Unterlippe gebissen. Nun waren seine Zähne rosa gefärbt.

Mein Großvater drehte sich zu Miss Mangel um, nahm ihr den Brieföffner aus der Hand und legte ihn auf den Schreibtisch des Direktors. Wenn ein Wutanfall bei ihm abebbte, sah man Reue wie Wasser in seine Augen schwappen. Er ließ die Hände sinken.

»Verzeihung«, sagte er zu den beiden. Ich vermute, dass er es auch zu meiner Mutter sagte, damals vierzehn, und zu meiner Großmutter, obwohl sie unter Umständen ebenso viel Schuld trug wie mein Großvater. Es bestand nicht viel Hoffnung, dass ihm verziehen würde, aber er klang auch nicht so, als würde er es erwarten oder überhaupt wollen.



Am Lebensende verschrieb der Doktor meinem Großvater ein starkes Hydromorphon gegen die vom Knochenkrebs verursachten Schmerzen. Zu der damaligen Zeit waren viele Deutsche damit beschäftigt, Löcher in die Berliner Mauer zu schlagen, und ich tauchte just in dem Moment auf, um mich von meinem Großvater zu verabschieden, als das Opioid seinem gewohnheitsmäßigen Schweigen ebenfalls mit sanftem Hammer zuleibe rückte: Aus ihm sprudelte nur so eine Bilanz seiner Missgriffe, seines fragwürdigen Glücks, seiner Leistungen und Pleiten durch schlechtes Timing und versagende Nerven. Schon seit fast zwei Wochen lag er im Gästezimmer meiner Mutter, und als ich endlich in Oakland eintraf, bekam er annähernd zwanzig Milligramm am Tag. Er begann quasi in dem Moment zu reden, als ich mich auf den Stuhl neben seinem Bett setzte. Mir war, als hätte er auf meine Gesellschaft gewartet, aber heute denke ich, ihm war einfach bewusst, dass ihm die Zeit davonlief.

Seine Erinnerungen kamen ohne erkennbare Reihenfolge, abgesehen von der ersten, die auch die älteste war.

»Wusstest du«, sagte er und räkelte sich auf seiner palliativen Wolke, »dass ich einmal ein Kätzchen aus dem Fenster geworfen habe?«

Weder da noch bevor er für immer in dieser Wolke versank, sagte ich ihm, dass er mir nur sehr wenig von seinem Leben erzählt habe. Ich wusste noch nichts von seinem Angriff auf den Direktor von Feathercombs und konnte ihn daher auch nicht darauf hinweisen, dass sich in seiner Biografie das Motiv des Fenstersturzes abzuzeichnen begann. Als er mir später von Miss Mangel, der Gegensprechanlage und dem tschechischen Diplomaten erzählte, beschloss ich, die gewitzte Bemerkung für mich zu behalten.

»Ist es gestorben?«, fragte ich.

Ich aß seine Himbeer-Götterspeise. Nichts fand Gnade vor seinem Gaumen, außer ein oder zwei Löffel Hühnersuppe, die meine Mutter ihm nach dem Rezept meiner verstorbenen Großmutter – geboren und

aufgewachsen in Frankreich – kochte und in die man, damit die Brühe etwas frischer schmeckte, ein wenig Zitronensaft pressen musste. Selbst die Götterspeise interessierte ihn nicht besonders. Es war jede Menge übrig.

»Das Fenster war im zweiten Stock«, sagte er und fügte hinzu, als sei sein Geburtsort bekannt für seine stahlharten Bürgersteige, »in *Philadelphia*.«

»Wie alt warst du da?«

»Drei oder vier.«

»Mein Gott. Warum hast du das getan?«

Er streckte die Zunge heraus, einmal, zweimal. Das machte er alle paar Minuten. Oft sah es aus, als fälle er ein clowneskes Urteil über etwas, das man ihm erzählte, in Wirklichkeit war es eine Nebenwirkung der Medikamente. Seine Zunge war blass und hatte die Struktur von Wildleder. Durch einige seltene kostbare Vorführungen in meiner Kindheit wusste ich, dass er mit der Zungenspitze die Nase berühren konnte. Vor dem Fenster des Gästezimmers war der Himmel der East Bay so grau wie der Heiligenschein aus Haaren um sein sonnengebräuntes Gesicht.

»Aus Neugier«, urteilte mein Großvater und streckte wieder die Zunge heraus.

Ich erwiderte, ich hätte schon gehört, dass Neugier tödlich sein könne, insbesondere für Katzen.



Als Kind lebte mein Großvater mit seinen Eltern, dem Vater seines Vaters und seinem kleinen Bruder Reynard – Mutters Onkel Ray – in drei Zimmern an der Ecke Tenth Street und Shunk Street in South Philadelphia.

Sein Vater, ein deutschsprachiger Einwanderer aus Pressburg (heute Bratislava), war in den Zwanziger- und Dreißigerjahren mit verschiedenen Kurzwarenhandlungen und Lebensmittelläden gescheitert. Danach begrub er seine Hoffnung auf langfristige Inhaberschaft und begnügte sich damit, Verkäufer in Spirituosengeschäften zu sein, wo er zusah, wie die Kassen anderer Geschäftsmänner ausgeraubt wurden. In der Erinnerung meines Großvaters war seine Mutter eine Frau mit Rückgrat und einem Herz aus Gold, eine »Heilige« im Frondienst ihres Mannes und ihrer Söhne. Auf Fotos sieht man sie kastenförmig, stahlgegürtet und beschuht mit kohlrabenschwarzen Klumpen, die Brust so gewaltig, als wären Turbinen darin untergebracht. Sie war durchaus in der Lage, Jiddisch und Englisch zu lesen, aber erlegte meinem Großvater und später Onkel Ray auf, ihr täglich aus der jiddischen Presse vorzulesen, damit sie über die jüngsten Katastrophen Bescheid wusste, die das Judentum heimsuchten. Es gelang ihr immer, vom wöchentlichen Haushaltsgeld ein oder zwei Dollar für die Puschke-Dose in der Synagoge abzuzweigen. Damit wurden Pogromwaisen gefüttert und Flüchtlinge in Schiffskojeen in die Freiheit gebracht. Ganze Hänge in Palästina trugen die Apfelsinen ihrer Mildtätigkeit. »Im Winter fror die Wäsche draußen auf der Leine immer fest«, erinnerte sich mein Großvater. »Meine Mutter musste alles die

vielen Treppen hochtragen.« Onkel Ray kannte ich aus den späten Sechzigern als Playboy in himmelblauem Rollkragenpulli und grauem Tweedblazer. Er fuhr einen Alfa Spider und trug eine kecke Klappe über seinem vernarbten linken Auge. Wenn ich ihn ansah, musste ich mal an Hugh Hefner, dann an Moshe Dayan denken. Als Kind hingegen war Reynard zart und fleißig. Damals war es mein Großvater, der über die Stränge schlug. Eine kleine Katze aus dem Fenster zu werfen, war nur ein Warnschuss.

Im Sommer lief er von früh bis spät draußen herum, wagte sich bis zum stinkenden Delaware River im Osten vor und im Süden bis zum Navy Yard. Er beobachtete, wie eine obdachlose Familie auf dem Bürgersteig Tee trank, inmitten ihrer Betten, Lampen, dem Grammofon und einem Sittich im Kupferkäfig. Als er eine zusammengefaltete Zeitung auf einem Ascheimer aufschlug, fand er darin den Augapfel einer Kuh. Er war Zeuge, wie Kinder und Tiere voller Inbrunst und Gewissenhaftigkeit verdroschen wurden. Er sah ein Nash-Cabrio, um das sich viele Menschen versammelt hatten, vor einer Kirche der Afrikanischen Methodisten; Marian Anderson stieg aus und erleuchtete noch sechzig Jahre später seine Erinnerung mit ihrem halbmondförmigen Lächeln.

South Philadelphia war damals voller Moonblatts und Newmans, jenen Cousins und Cousinen, die später die Hochzeiten und Beerdigungen meiner Kindheit und die meiner Mutter bevölkern sollten. Ihre Wohnungen dienten meinem Großvater als Zwischenstation. Mit der Planung seiner Routen von einer zur nächsten, vorbei an Häuserblocks, die von Iren oder Italienern kontrolliert wurden, legte mein Großvater die Grundlage für seine Arbeit während des Kriegs. Er pflegte geheime Kontakte zu italienischen Bäckern und Lebensmittelhändlern, machte Besorgungen für sie oder schwang den Besen für ein paar Pennys, ein Zitroneneis oder einen warmen Brotkringel. Er studierte die feinen Unterschiede in Sprechweise und Körperhaltung der Menschen. Wenn

man einer Tracht Prügel auf der Christian Street aus dem Weg gehen wollte, änderte man seinen Gang und die Haltung des Kopfes so, dass es aussah, als gehöre man dorthin. Wenn das nicht klappte – oder wenn man, wie mein Großvater, einer Rauferei nicht abgeneigt war –, kämpfte man mit allem, was einem zur Verfügung stand. Selbst Ganoven von der Christian Street heulten wie Babys, wenn man ihnen die Daumen in die Augenhöhlen drückte. Hin und wieder wurden an der Böschung der Bahnlinie, hinter den busenförmigen Silos der Düngemittelfabrik, Kämpfe mit Bettlatten, Rohren, Zwillen und Steinen ausgetragen. Mein Großvater verlor einen Zahn, brach sich den Arm, musste unzählige Male genäht werden. Auf der linken Gesäßhälfte hatte er eine pockige Narbe, Folge einer Bierflasche, in die er sich bei einer Schlägerei auf einer Brachfläche hinter der Zuckerraffinerie McCahan gesetzt hatte. Sechzig Jahre später konnte man die Narbe sehen, wenn er die Bettpfanne benutzte, ein silbriger Schmollmund, der Kuss der Gewalt.

Seine Herumtreiberei und die Verletzungen verstörten seine Eltern, und sie bemühten sich, sie einzudämmen. Grenzen wurden gesetzt, Gebiete abgesteckt; mein Großvater unterlief sie. Störrisch in seiner Weigerung, Auskunft zu geben oder Namen zu nennen, unempfindlich gegenüber körperlicher Züchtigung, gewillt hinzunehmen, welchen Vorteils auch immer er beraubt wurde, zermürbte er seine Eltern. Irgendwann gaben sie auf.

»Nichts kann man tun bei einem Bub, der Katzen wirft aus dem Fenster«, sagte der alte Abraham, der Großvater meines Großvaters, in seinem Pressburger Deutsch. Abraham herrschte von einer Ecke des Wohnzimmers aus, das gleichzeitig Esszimmer war. Umgeben von Thorakomentaren thronte er auf einem donutförmigen Hämorrhoidenkissen. Es war fast dunkel, einer der letzten freien Abende des Sommers.

»Aber was ist, wenn er sich verlaufen hat?«, fragte meine Urgroßmutter zum tausendsten oder millionsten Mal.

»Er verläuft sich nicht«, fasste Onkel Ray die Erkenntnis in Worte, die sich im Familientalmud durchgesetzt hatte. »Er weiß, wo er ist.«

Mein Großvater saß unter einem Waggon in der Falle, einem von sechs hölzernen Güterwagen auf einem Abstellgleis weit hinten auf dem Bahndepot am Fluss. Das letzte Mal waren sie eingesetzt worden, um die Streikbrecher von Baldwin-Felts zum Bergarbeiterstreik nach Paint Creek zu befördern. Jetzt standen die Waggonen vor einem kleinen Hang auf Halde und wurden von den Schlünden einer Klettertrompete verschlungen.

Mein Großvater versteckte sich vor einem bulligen Mitarbeiter der Eisenbahngesellschaft, einem Hünen namens Creasey, dessen linkes Auge von einem Film überzogen war und der karottenrote Haarbüschel an Stellen im Gesicht hatte, wo sie nicht hingehörten. Im Laufe jenes Sommers hatte Creasey meinen Großvater schon mehrmals gehörig verprügelt. Beim ersten Mal hatte er ihm den Arm so heftig auf den Rücken gedreht, dass die Knochen summten. Beim zweiten Mal zerrte er meinen Großvater am Ohrläppchen über das gesamte Gelände bis zum Haupttor, wo sein Stiefelabsatz Bekanntschaft mit dem Hosenboden meines Großvaters machte; der bis zum Ende seines Lebens behauptete, sein Ohrläppchen trüge den Abdruck von Creaseys Daumen. Als der Bahnaufseher meinen Großvater zum dritten Mal beim unerlaubten Betreten des Geländes erwischte, versohlte er ihn gründlich mit dem Ledergurt seiner Uniform. Daher hatte mein Großvater beschlossen, so lange unter dem Waggon zu warten, bis Creasey verschwand oder tot umfiel.

Doch Creasey blieb, rauchte Zigaretten und stampfte auf dem Unkraut zwischen dem Abstellgleis und dem Rest des Depots hin und her. Mein Großvater lag flach auf dem Boden und beobachtete durch eine Kulissee von

Löwenzahn und Agaven die staubigen Stiefel des Eisenbahners. Scharren, stopp, wenden, zurück. Alle paar Minuten fiel mit leisem Flüstern eine Zigarette auf den Schotter und wurde unter Creaseys rechtem Stiefel zermalmt. Mein Großvater hörte, wie eine Flasche aufgeschraubt wurde, Flüssigkeit schwappte, ein Rülpsen. Er hatte den Eindruck, als warte Creasey auf jemanden, schlage Zeit tot, sammle vielleicht seinen Mut.

Das machte ihn stutzig. Eigentlich musste Creasey in Bewegung bleiben und das Gelände nach Landstreichern, Herumtreibern und Plünderern wie meinem Großvater durchforsten, die in jenem Sommer von Berichten angelockt worden waren, dort gebe es Kohle, die auf dem Weg zu den Piers von den Güterwagen gefallen sei. Beim ersten Mal war er von Creasey erwischt worden, weil die zwölf Kilo Kohlen in einem Zuckersack ihn niedergedrückt hatten. Warum ging der Kerl nicht der Arbeit nach, für die ihn die Eisenbahngesellschaft von Pennsylvania bezahlte? Im Waggon über sich hörte mein Großvater, wie kleine Tiere in ihren Nestern zu nächtlichen Unternehmungen aufbrachen. Nach der naturkundlichen Unterrichtung seiner Mutter bestanden sie vor allem darin, kleine Jungen zu beißen und sie mit Tollwut anzustecken.

Schließlich zertrat Creasey seine fünfte Zigarette, trank noch einen Schluck und entfernte sich. Mein Großvater zählte bis dreißig und schlüpfte unter dem Güterwagen hervor. Er bürstete den Dreck vom Bauch, die Haut prickelte. Dann entdeckte er Creasey. Mit einem Ranzen in der Hand ging er auf eines der kleinen verputzten Häuschen zu, die auf dem Gelände verteilt standen. Bei seinen ersten Vorstößen auf den Greenwich Yard war mein Großvater entzückt von der Vorstellung gewesen, dass Eisenbahner zwischen den von ihnen gehüteten Zügen in kleinen Cottages wohnten, wie Hirten. Bald stellte er jedoch fest, dass die Häuschen leer waren. Vor den geschwärzten Fenstern waren Drahtgitter, und wenn man das Ohr an die Tür hielt, konnte man von innen das Summen von Elektrizität hören, manchmal auch ein dumpfes Geräusch

sechs zu eins.

[32] Obwohl von Braun und die amerikanische Regierung es fast sein Leben lang geheim hielten – so wie die Erinnerung an Nordhausen selbst –, war er nach September '43 noch viele Male am Kohnstein gewesen und scheint direkt in die Auswahl von Häftlingen mit technischen Fertigkeiten (hauptsächlich Franzosen) einbezogen gewesen zu sein, die von Buchenwald zum Mittelwerk überstellt wurden. (Siehe: Michael Neufeld, Wernher von Braun. Visionär des Weltraums – Ingenieur des Kriegs. Siedler, 2009)

[33] Größtenteils ein Mischmasch aus Propaganda und Verzweiflung, zusammengebraut und serviert von Joseph Goebbels.

[34] Mein Großvater erzählte meiner Mutter nie, was er mir zweiunddreißig Jahre später beichtete: dass er der Schütze gewesen war.

[35] Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Haus nicht mit echtem Stein verkleidet, sondern mit einem Kunststein namens Formstone, der damals bei Hausbesitzern in Baltimore populär war.

[36] Nach Aussage meines Großvaters aus einem seidenen Slip gefertigt, den die Frau des Direktors gespendet hatte.

[37] Nach dem einzigen Foto von Salinger zu urteilen, das ich kenne, gab es sogar eine äußerliche Ähnlichkeit: dicke schwarze Haare, pockennarbige Wangen, lange Nase, skeptisch hochgezogene Augenbrauen. Meinem Großvater für seinen Teil schien es immer zu gefallen, wenn ihm jemand sagte, er sähe aus wie der Schauspieler Robert Alda.

[38] Nicht aber den Lesern des Buchs von Rudolf Erich Raspe (1736–1794), dessen eigentlicher Titel Gulliver Revived lautet und aus dem meine Großmutter (oder, wohl auch möglich, Mr Casamonaca) diese Episode auf dem Mond abgeschrieben zu haben scheint.

[39] In seinen unveröffentlichten Memoiren namens »Notizen aus Greystone« (1979) berichtet Dr. Medved, dass diese Tapete mit ihrer veränderlichen Gestalt für viele Bewohner von Greystone Park Anlass für Beklemmungen und manchmal heftige Angstanfälle war. Zusammen mit einigen anderen Ärzten aus der Belegschaft setzte er sich dafür ein, dass die Tapete entfernt beziehungsweise überklebt wurde, doch die »Teufelsmasken« blieben bis 1972, als die Wände in einem »talgartigen grünen Farbton namens ›Avocado‹ gestrichen wurden, den viele von uns ebenso anstrengend fanden«.

[40] »Die Wirkung war ziemlich dauerhaft«, bemerkte meine Mutter verbittert, als sie diese Memoiren zum ersten Mal las.

[41] Patientin

[42] Schizophrenie

[43] Das war natürlich der Sinn der Aktivitäten, aber es steckte noch mehr dahinter. Von den vier wichtigsten Erwachsenen in meiner frühen Kindheit war meine Großmutter die Einzige, die mit meinem Kindsein gut zurechtkam. Problemlos und unbefangen schlüpfte sie in meine Fantasiewelt, ohne Übertreibung oder Herablassung. Anders als meine Eltern und mein Großvater ermunterte sie mich nie zu öffentlichen Demonstrationen meines Wissens, verlangte nie von mir, die fünfzig Bundesstaaten mit ihren Hauptstädten oder die amerikanischen Präsidenten von Washington bis Johnson aufzusagen. Wenn sie mich ihren »petit professeur« nannte, bedeutete das, dass ich mich aufgespielt oder sie belehrt, ihre Grammatik oder ihr unsicheres Verständnis von Fakten korrigiert hatte. Der Kosenamen hatte immer etwas leicht Spöttisches.

[44] Diese heisere Stimme höre ich bis heute; ich höre eine ganze Hutschachtel voller Stimmen. Sie sprudeln aus einem Schlitz in meinem Hirn, düsteres Geflüster, Schreie und leise Vorwürfe, die haarscharf keinen Sinn ergeben. Sie bedrängen meine Gedanken fast immer, wenn ich allein in einem stillen Zimmer bin und an etwas arbeite, auf das ich mich konzentrieren muss – wenn ich male, koche, einen Stromkreis verlöte, ein Spielzeug zusammenbaue. Wenn ich schreibe, höre ich diese Hutschachtelstimmen nicht, sondern eine andere Stimme.

[45] Einige Tage danach teilte mir mein Vater mit, dass er, weil so viele Menschen krank seien, im Krankenhaus wohnen müsse, wo er seit einiger Zeit arbeitete; es gäbe dort ein besonderes Schlafzimmer für viel beschäftigte Ärzte. Eine Woche später zog er aus. Es war die erste von drei Trennungen; eine Serie, die in der Scheidung meiner Eltern 1975 gipfelte. Neun Monate nach der ersten Rückkehr meines Vaters – ein Jahr nach der

Fehlgeburt – wurde mein Bruder geboren.

[46] Syrisch, ein eigenständiger Dialekt des Aramäischen, ist die heilige Sprache der syrischen Christen; ein anderer aramäischer Dialekt, das Assyrische, ist bis heute die Muttersprache von zweihunderttausend Menschen, die über Westasien zerstreut sind.

[47] Es war Sandra Gladfelter. Siehe: Canaveral Council of Technical Societies, »1975 Twelfth Space Congress Program« (1975).

[48] Nach Einschätzung meines Großvaters »der lustigste Jude, den es je gab«. Einer der wenigen Punkte, bei dem er mit meinem Vater einer Meinung war. »Er setzt sich auf einen Stuhl, und du musst lachen.«

[49] Unterstützt von einer Charterfluggesellschaft namens Saturn Airways, die 1976 ihren Betrieb einstellte. Es wurde nur noch eine weitere Saturn-Medaille an den Schriftsteller Arthur C. Clarke verliehen.

[50] Obwohl ihn die Sowjets natürlich nur zu gerne für ihr eigenes Raketenforschungsprogramm entführt hätten, wenn die USA ihnen nicht zuvorgekommen wären.

[51] Onkel Ray war 1985 in Los Angeles an Herzversagen gestorben, wo er Arbeit als »Billardberater« bei Film und Fernsehen gefunden hatte. Trotz seiner Einäugigkeit gewann er hin und wieder ein Turnier und spielte gelegentlich eine illegale Partie. Als er starb, lebte ich in Paris und konnte nicht zur Beerdigung kommen.

[52] Die Serie wurde – so schade! – nie fortgesetzt.